



Die Werthigkeit der Sinne für Leben und Wissenschaft.

Vortrag, gehalten in der Aula der Universität am 27. Jan. 1890.

Es ist jedermann geläufig, dass wir mittelst unserer Sinne Kenntnis nehmen von der Welt. Von jedem empfindenden Lebewesen dürfen wir behaupten, dass dasselbe eine irgendwie geartete Weltvorstellung habe. Beschränke sich letztere auf ein noch so kleines Gebiet allerniedrigster Qualität, in irgend einer Form gestaltet sich doch das Nicht-Ich im Gegensatze zum empfindenden Ich. Wie die eigenthümliche Artung der Sinne, so wird die Vorstellung der Welt beschaffen sein. Eine andere Frage ist die, ob und in wie weit eine solche Vorstellung zum Bewusstsein gelangt. Dieses würde voraussetzen, dass das Lebewesen sich selbst analysire, sich selbst zum Gegenstand des Nachdenkens erwähle. Solches vermag wol nur der Mensch, der über das Wort gebietet. Der denkende Mensch erhebt sich über den Schein der umgebenden, ihm sich aufdrängenden sinnlichen Welt hinauf, er läutert seine Gedanken und Begriffe über das Materielle, er schafft sich eine geistige, eine religiöse Weltaanschauung, deren kein anderes uns bekanntes Lebewesen fähig ist. Wie zum gesammten Menschen- und Thierleben, so auch zum geistigen Gedankenbau der Menschheit trägt jeder Sinn das seinige bei, und da jedermann gern auf seine materiellen und geistigen Güter und Gaben sich besinnt, so liegt es nahe zu überlegen, welchen besonderen Antheil jeder einzelne Sinn an unserem Sosein, an unserer Cultur hat, an unseren Errungenschaften in aller Erkenntnis und in allem Können, aber auch an allem Elend, das das

menschliche Treiben durchdringt, und an allen Irrthümern, die unwiderstehlich uns anhaften.

Diesen Antheil der einzelnen Sinne in gewissen Hauptzügen unseres Daseins hervorzuheben, soll unsere heutige Aufgabe sein.

Man unterscheidet meist fünf, besser aber sechs Sinne in je drei Paaren: den Druck- und Temperatursinn, die meist zusammengefasst Tastsinn genannt werden, und deren entsprechendes Organ über die ganze Epidermis des Körpers ausgebreitet ist. Localisirt auf gewisse Theile sind die beiden anderen Paare: Geruch- und Geschmackssinn, Gesicht und Gehör.

Wir stellen die beiden Tastsinne voran, weil kaum zu bezweifeln ist, dass diese die primären sind, aus denen alle übrigen in der Descendenz der Lebewesen sich allmählich entwickelt haben.

Allen sechs Empfindungsarten spricht man eine spezifische Energie zu, eine nicht glücklich gewählte Bezeichnung, weil das Wort Energie in viel passenderer Weise andere Verwendung in der Dynamik gefunden hat. Mit jenem Worte soll die geistige Artung einer Empfindung angedeutet werden, eine Artung, die logisch undefinirbar, nur von demjenigen, der dieses Sinnes theilhaftig ist, verstanden werden kann. Es ist das Verdienst Lockes, des in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebenden berühmten Philosophen, erkannt zu haben, dass jene Artung der Empfindung eine geistige ist und dass die bezügliche Qualität deshalb nur im geistigen Gebiete gedacht werden darf. Zwar entspricht jeder Empfindung ein Reiz, durch ein ausserhalb des Körpers vorhandenes Geschehen. Aber die Qualität ist eine andere — der Reizvorgang ist lediglich Bewegung der Materie und nicht mehr. Sagen wir es kurz, die Welt um uns herum, sie ist nicht hell, in ihr ist es nicht laut, ein Körper hat keinen Geschmack, die Blume hat keinen Duft, in der Welt ist es weder warm noch kalt. Alles dieses besteht nicht einmal in unserem Körper, sondern nur in unserem Geiste. Wir erkennen, dass alle den verschiedenen Empfindungen entsprechenden Reize einander viel ähnlicher sind, als unsere Empfindungsarten, und viel einfacher, da alle Reize, wie erwähnt, auf Bewegung der Materie zurückzuführen sind. Eine Weltanschauung, die, von Lockes Erkenntnisprincip ausgehend, sich auf jenes ausser uns vorhandene Geschehen besinnt, nennt man Realismus, im Gegensatz zum Sensualismus, der den sinnfälligen Qualitäten objective Wesenheit zuschreibt. Von solchen sensualistischen Vor-

urtheilen befreit uns das philosophische Denken, und es hat in erster Instanz die Physik die Aufgabe, alle Sinneserscheinungen auf Mechanik zurückzuführen, m. a. W., den Realismus an Stelle des Sensualismus eintreten zu lassen. Den höheren Geistesschwung übernimmt die Metaphysik, die den Denker vom Realismus weiter zum Idealismus erhebt, wie solcher in neuerer Zeit besonders von Kant gefördert wurde.

Kant zeigte, dass alle unsere Vorstellungen in zwei Anschauungsformen begriffen sind, in Raum und Zeit. Beide lassen sich nicht definiren, sie können nur umschrieben werden. In den zunächst leeren Formen von Raum und Zeit denken wir uns ein Etwas, das wir Materie nennen oder Substanz, ein Wort, welches anzeigt, dass wir vom Wesen dieses Dinges nichts wissen. Daher behauptete Kant, «das Ding an sich» sei ewig unergründbar. Obwol Schopenhauer das Urwesen der Dinge im «Willen» glaubte erkannt zu haben, verharren die meisten Naturforscher wol auf dem Kantschen Standpunkte. Für unser Thema kommt wesentlich die Thatsache zur Geltung, dass die Naturwissenschaft, trotz tieferer Erkenntnis metaphysischer Art, doch stets der Ausdrucksform des Sensualismus und Realismus sich bedient. Die wissenschaftliche Erkenntnis sucht sich zwar möglichst von der spezifisch-geistigen Artung der Licht-, Schall-, Wärme-, Geruch- und Geschmacksempfindung zu befreien; es sucht der Realismus alle Erscheinungen auf Bewegung zurückzuführen; aber mit der Bewegung verharren wir immer noch im Bereiche der Sinne und ist namentlich unser Tastgefühl massgebend für die realistische Grundlage unserer mechanischen Naturerklärung. Uebrigens ist der Realismus immer noch ein verkappter Sensualismus.

Nach diesen Erläuterungen wenden wir uns der Frage nach der Werthigkeit der Sinne zu.

Das Wort «Werthigkeit» ist kaum gebräuchlich im Alltagsleben, dagegen wird es mehrfach, besonders mit Präfixen versehen, in der Naturwissenschaft und Mathematik angewendet. In der Chemie spricht man den Elementen eine verschiedene Werthigkeit zu, je nach der Anzahl von Verbindungseinheiten, die sie besitzen und die Valenzen genannt werden. In der Mathematik werden mehrwerthige Grössen behandelt. Man unterscheidet ein-, zwei-, mehrwerthige Grössen, man spricht von Gleichwerthigkeit und untersucht allgemein ihre «Werthigkeit».

Ich gebrauche hier das Wort in einer analogen, aber reicheren

Verwendung. Ich betrachte jeden einzelnen Sinn als Werthobject und suche durch Werthung, d. i. durch meine Ueberlegung die verschieden gearteten Werthe desselben zu untersuchen, wobei jedesmal festzustellen, in welcher Hinsicht die Schätzung erfolgt. Einen jeden je nach der Beziehung ergründeten Werth nenne ich eine Werthigkeit des Sinnes. Für das Leben bietet zudem jeder einzelne Sinn auch Gefahren dar, und wird dadurch einer gewissen in unserem Interesse negativen Qualification unterzogen. In ähnlichem Sinne können auch materielle Stoffe und Erscheinungen einer Werthschätzung unterzogen werden. Ueber den Werth des Lichtes an sich würde ich kaum zu reden wagen, wohl aber über die Werthigkeit für gewisse Lebenszwecke, z. B. für die Photographie, wo dasselbe das eine Mal wesentlichster Factor, das andere Mal der gefürchtetste Feind des Photographen ist. Nie würde ich vermögen den Werth des Eisens zu schildern. Bei der Werthigkeit wähle ich frei das Gebiet der Verwendung. So hat einst das Eisen eine neue Epoche der Weltgeschichte begründet mit der Darstellung des Metalles aus dem Erze und mit der dadurch ermöglichten Herstellung und Vervollkommnung der Werkzeuge, während in ganz anderer Hinsicht das Eisen ein unentbehrlicher Bestandtheil des Blutes ist, oder anders wiederum durch dasselbe, weil es magnetisirbar ist, eine Schifffahrt auf offenem Meer ermöglicht wird. — Ueber die Werthigkeit des Wassers hatte ich die Ehre hier sprechen zu dürfen vor einigen Jahren, als ich nachwies, in welchem Masse dasselbe so wesentlich die Artung unserer gesammten Existenz bedingt. Den hervorragend bestimmenden Antheil an unserem Schicksal nannte ich dort Dignität des Wassers, und ich hätte dieses Fremdwort auch heute zu gebrauchen vorgezogen, wenn nicht mit Werthigkeit besser ausgedrückt wäre die gleichzeitig zu untersuchende mannigfache Schätzung, der Werth oder Unwerth, d. h. der Vortheil und Nachtheil, der mit dem vorhandenen Sinne im Gebrauch und Misbrauch denkbar erscheint.

Untersuchen wir also unsere Sinne, so müssen wir stets im Auge behalten dasjenige Gebiet, in Bezug auf welches die Werthung des Sinnes überlegt werden soll. Wie wir an unserer leiblichen, wie an unserer geistigen Existenz interessirt sind, so scheint vor allem die Frage von Interesse, welcher Lebensgüter wir durch die verschiedenen Sinne theilhaftig werden. Wegen der endlosen Reichhaltigkeit der Beziehungen beschränken wir uns auf

Andeutung des Wesentlichsten. Um aber solche Werthschätzung vornehmen zu können, werden wir nach allgemeinen und allen Sinnen gemeinsamen Merkmalen des Werthes uns umsehen müssen. Freilich sind unsere Sinne so verschieden geartet, dass ein Vergleich zwischen ihnen kaum thunlich erscheint. — Und doch fördern wir unsere Erkenntnis, wenn wir uns fragen, welchen Gewinn fürs Leben uns speciell dieser Sinn gewährt, wenn wir zweitens specieller fragen, in welcher Weise die einzelnen Sinne betheiligt sind an dem geistigen Aufbau der höchsten Lebensgüter, Wissenschaft und Kunst, wenn wir drittens untersuchen, welche Sinne in hervorragender Weise einem Misbrauch unterworfen sind, so dass alles selbstverschuldete Elend der Welt in jenen Ursprung hinein verfolgt wird. Und schliesslich dürfen wir neben der Vermittelung geistiger und leiblicher Güter untersuchen, welche Sinne uns entbehrlich erscheinen. Wir werden eine absolute und eine relative Entbehrbarkeit entdecken. Dieser Art wird jedem Sinne ein Attribut je nach der besonderen Richtung unserer Ueberlegung zugesprochen werden. Die Werthigkeit findet allgemeinen Ausdruck in den Prädicaten nützlich, schädlich, unentbehrlich, gefährlich u. a. m.

Alle die soeben angegebenen Beziehungen lassen sich nicht immer streng gesondert behandeln, weil die bezüglichen Fragen gar zu sehr in einander greifen und gegen einander abgewogen werden müssen. Neben den sechs angeführten Sinnen giebt es noch ein Allgemeingefühl, welches mehr oder weniger merklich alle anderen begleitet, das Gefühl von Lust und Schmerz. Auch diesen so ganz offenkundig rein subjectiven Empfindungen kommt eine hohe Dignität zu. Es liegt auf der Hand, dass das Leben, dass die Welt ohne dieselben nicht zu verstehen ist. An der Ausbildung der Sinne ist auch der motorische Apparat in hohem Grade betheiligt. Die Frage der gegenseitigen Beeinflussung des Willens und der Empfindung sei es mir gestattet bei Seite liegen zu lassen, ich liefere sonst Gefahr, mich noch weiter von meiner Specialwissenschaft zu entfernen, als ich ohnehin solches zu thun genöthigt sein werde. Wie erwähnt, ist die Tastempfindung beiderlei Form unzweifelhaft die primärste Gefühlsart. Die Empfindung der Kraft und des Widerstandes spricht jedem Individuum einen, wenn auch noch so kleinen Antheil an dem unendlichen Raume zu. Diesem Umstande conform möchte ich der Tastempfindung eine fast völlige, eine absolute Unent-

behrlichkeit zusprechen. Ein des Druck- und des Wärmesinnes beraubtes beseeltes Lebewesen scheint kaum vorstellbar. Jedermann kennt die vorübergehende Vertaubung eines Körperteiles. Solch ein Zustand, auf den ganzen Körper bleibend ausgedehnt, scheint einer Existenzvernichtung gleich zu sein. Ohne Empfindung von Wärme und Kälte wird trotz der Bedeutung der Mithilfe des Nebenmenschen nur eine kurzlebige Existenz gedacht werden können.

Auf der Druckempfindung beruhen unsere Körperverrichtungen, das Handtieren, jegliche Locomotion. Ein vertaubtes Bein kann uns darüber belehren. Diese Erkenntnis weist darauf hin, wie irrig es ist, bei der Empfindung von Druck und Widerstand zunächst an eine Hemmung unserer Lebensinteressen zu denken. — Wie ich ein anderes Mal zeigen durfte, steht auch die Kraft der Reibung viel weniger unseren Interessen entgegen, als dass sie vielmehr auf Schritt und Tritt dieselben fördert, ja sogar überhaupt erst ermöglicht; gerade so ist es mit dem Tastgefühl. Partielle Lähmungen sind allerdings erträglich, und zwar wol um so mehr, je höher der Culturzustand; in welchem Grade, könnte eine ärztliche Statistik und Casuistik allein beantworten.

Von unberechenbarem Segen sind die begleitenden Schmerzempfindungen, und das gilt für alle Sinne. Schmerzen sind vor allem stumme Mahnrufe, die uns vor Verletzung bewahren, uns ein Gleichgewicht im Leben verleihen, um unsere Existenz der umgebenden Körperwelt gegenüber aufrecht zu erhalten. So viel Dank wir den Warnungen empfundener Schmerzen zollen, so oft sind gerade die Lustgefühle, nach denen wir streben, möglichenfalls verderbenbringend, wenn sie das betroffene Individuum in Versuchung führen, gegen das Interesse am höheren Lebensgewinn seine Handlungen einzurichten.

Dem Druckgefühl danken wir einen Haupttheil unserer Vorstellung der räumlichen Ausdehnung der Körper und ihrer Bewegung. Freilich wirken wiederum alle Sinne und der motorische Apparat, namentlich das Auge, auf dieses Ziel hin; aber auch der Blindgeborene hat einen uns Sehenden kaum vorstellbaren Begriff des Räumlichen; wir sind kaum im Stande, das bloß in Gedanken erfasste, uns stets begleitende Lichtbild ganz fortzudenken. — Druck und Volumen der Körper, ihre Temperatur und Erwärmungsfähigkeit werden vorzüglich durch das Tastgefühl erkannt, und wenn nun noch die Kenntnis der Bewegung der Materie diesem

Sinne und seiner Vermittelung zu danken ist, so dürfte es von Interesse sein hervorzuheben, dass die modernste Form des wissenschaftlich-physikalischen Systems der Natur lediglich mit den soeben genannten vier Begriffen operirt, womit die Werthigkeit des Tastgefühls ein auch für unser geistiges Leben allerwesentlichstes und für unsere wissenschaftliche Weltanschauung fundamentalstes Moment involvirt. Das Tastgefühl bildet, kurz gesagt, die Grundlage für den Uebergang aus der sensualen in eine reale Auffassung der Welt. Ist schon jegliche Locomotion ans Tastgefühl gebunden, so darf schliesslich daran erinnert werden, dass, wie alle Handtirung und Locomotion, so insbesondere auch — um Einzelnes zu erwähnen — das Herstellen von Geräth und Werkzeug, das Herbeischaffen der Nahrung, die Zubereitung derselben, unsere geistigen Arbeiten, wie Schreiben und tausendfach andere Verrichtungen diesem Sinne zu danken sind. Die Ausübung jeglicher Kunst ist an den Tastsinn geknüpft.

Wenden wir uns dem Geruchs- und Geschmackssinne zu. Zunächst ist deren Bedeutung für die vegetative Existenz offenbar, und zwar erscheinen diese Sinne um so unentbehrlicher, je niedriger das Lebewesen in der Entwicklungsreihe steht. Ernährungs- und Fortpflanzungsmöglichkeit werden wesentlich durch diese beiden Sinne vermittelt. Es tritt der uns Menschen sonderbar erscheinende Fall ein, dass der Geruchssinn selbst bei hochentwickelten Thieren oft viel weiter trägt als Auge und Ohr, die bei uns vorherrschen in allen Wechselbeziehungen in die Ferne.

Uns Menschen wird, glaube ich, der Geruchssinn weitaus am entbehrlichsten erscheinen, obwol in Augenblicken der Gefahr er es ist, der uns Verdacht einflösst gegen die schädliche Beschaffenheit der etwa vergifteten uns umgebenden Luft. Nicht leicht wird der Geruchssinn den Menschen zu einem verderblichen Unternehmen verführen. Ganz anders erscheinen uns die Gefahren des Geschmackssinnes. Während einerseits die Beschwerlichkeit einer sonst lästigen mühevollen Ernährung umgewandelt wird in eine Form des Genusses und der Befriedigung und einen um so hervorragenderen Theil des Lebens ausmacht, je niedriger der Culturzustand oder die Entwicklungsform des bezüglichen Lebewesens steht, finden wir doch andererseits die mannigfachsten Formen menschlichen Elends an diesen, den Geschmackssinn, geknüpft. Ihm ist es zuzuschreiben, dass das nothwendige zur gesunden Ernährung hinreichende Mass

in solcher Weise überschritten wird, dass Krankheit, Verarmung und Elend aller Art die unausbleibliche Folge ist. Hier wie bei jedem anderen Sinne steht der Segen auf der einen Seite, das drohende Verderben im Kampfe ums Dasein dicht nebenbei. — Ist unsere Gesellschaft gewöhnt, freudige Stunden geselliger Zusammenkunft durch mannigfache Reizung und oft raffinierte Befriedigung des Geschmackssinnes zu würzen, zunächst um die Unterhaltung in edlen Fluss zu bringen, so liegt dichtbei der Anlass und die Versuchung, das rechte Mass zu überschreiten. Die schwersten, kaum überwindlichen Schäden unserer höheren Gesellschaft hängen mit dem Genuss geistiger Getränke zusammen; hat doch B u n g e nachgewiesen, wie jährlich Millionen von Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung an den Folgen solcher Unmässigkeit zu Grunde gehen. Dabei ist nicht immer der Betroffene des inneren Zusammenhanges sich bewusst. Auch sind die Fälle nicht selten, wo der Sinnenrausch nicht etwa eine gefürchtete Strafe, sondern der muthwillig und absichtlich erzeugte Zustand ist. Es giebt Völker, die ohne durch besondere Geschmacksgenüsse dazu verführt zu werden, sich gewohnheitsgemäss in einen Zustand der Betäubung versetzen. Sollten ähnliche Gefahren unserer Gesellschaft ganz fremd sein? Um die Betheiligung des Geschmackssinnes zu eruiren, suche man sich die Frage zu beantworten, ob unsere heutigen Formen der Geselligkeit Bestand hätten, wenn ein völlig geschmackloses, aber mit berauscher Kraft versehenes W a s s e r dargeboten würde. Der Morphophage überwindet einen gelinden Schmerz, um sein Ziel zu erreichen. Man verarge nicht den Vergleich. Hier wie da mag es sich drum handeln, heimtückischen Schmerzen und Leiden zu entgehen. So nagend ein und derselbe körperliche Schmerz an dem Lebensmark des Menschen zehren kann, so vernichtend erscheint dem Menschen die Langeweile, die stete Begleiterin der Gedankenarmuth und der geistigen Schwunglosigkeit. Alle diese Leiden sollen eben unter Mithilfe des Geschmackssinnes hinweggespült werden, um nachher, wenn ein gewisses Mass des Genusses überschritten war, in stets gesteigerter Gestalt wieder aufzutreten und ihr Opfer erhöhten Qualen zu unterwerfen. Wer mag es ergründen, in welch innigen Zusammenhang die Gestaltung unserer gesammten Cultur mit den hier flüchtig angedeuteten Beziehungen zu bringen ist. Ueberall, wo wir nur hinblicken, steht dem rechtmässigen edlen und menschenwürdigen Gebrauch der Sinne der Misbrauch zur Seite, und je höher die Entwicklungsstufe des

Lebewesens, um so grösser die Gefahr, weil der gesteigerte Intellect in den Dienst der durch Sinnlichkeit hervorgerufenen Laster sich stellt.

Wenden wir uns den höchsten, den edelsten Sinnen zu, Gesicht und Gehör. In der Werthschätzung nahmen sie von jeher den höchsten Rang ein, nicht etwa wegen ihrer Unentbehrlichkeit, sondern ihres positiven Vermittelungswerthes wegen. Das Auge versetzt uns momentan in eine Beziehung mit der Umgebung, weithin in die Ferne, ja selbst über den Erdball hinaus, indem es uns Kunde giebt von dem gesammten Weltall und von der Harmonie seiner Bewegungen. Das Auge ist so recht eigentlich der Sinn der Extension, d. h. der räumlichen Vorstellung, es dominirt bei der Bildung und Entwicklung unserer sensuellen W e l t a n s c h a u u n g, wie letzteres Wort selbst besagt. Allen Vorstellungen leiht das Auge unwillkürlich und unmittelbar ein mehr oder weniger adäquates Bild, so dass der Sehende sich schwer in die Gedankenwelt eines Blindgeborenen hineinversetzen kann. Mir ist in meinem Leben nie ein Blindgeborener begegnet, aber ich denke mir, die Unterhaltung mit einem solchen müsste in hohem Grade lehrreich sein — und das zwar um so mehr, als wir constatiren können, dass Alles, was wir sehen, von uns ganz und gar nach aussen versetzt, objectivirt wird. Kein anderer Sinn verführt uns in solchem Masse, das innere Anschauungsbild als völlig identisch mit der objectiven realen Existenz zu halten. Viele Menschen mögen sich nie in ihrem Leben dessen bewusst werden, dass die Objectivirung ihrer Empfindung ein Act ihres Intellectes ist. Die Welt, wie sie an sich ist, hat ja nicht einmal eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Bilde, das wir uns von ihr machen. In der Kurzsichtigkeit eines ungeschulten Geistes liegt es begründet, dass die Einen, ich meine die Materialisten, in sensualistischen Empirismus versinken und sich von allen Formen höheren, philosophischen oder religiösen Geisteslebens abwenden, — wogegen die Anderen, die Spiritisten, unbewusst in einen ekstatischen und doch anthropomorphen Dünkel gerathen und mit staunenswerther Sicherheit die dem Menschengestalt vielleicht für alle Zeiten gesetzten Schranken der Erkenntnis dreist zu überschreiten wagen. Wie lächerlich erscheint daher jener behauptete Verkehr mit den Geistern, die durch Klopfen, Erheben der Möbel, Psychographiren und andere recht grobsinnliche Verrichtungen ihren Gedanken Ausdruck geben sollen. Ganz anders steht es mit dem Gehör, welches mit Recht als

Zeitsinn bezeichnet wird. Nicht so weittragend wie das Auge, ist die Eigenart hier geistiger, das Gehörte beansprucht nicht in erster Linie real objectivirt zu werden. Selbst der thierische Laut gilt als Ausdruck einer Empfindung, ja sogar einer oft weit dahinter liegenden Gedankencombination, einer Vorstellung, die ganz augenscheinlich sich nicht deckt mit dem Laute selbst. Beim Menschen ermöglicht der Gehörsinn das Wort und damit die Rede. Eine Tradition und eine Geschichte der Menschheit, ihre höchsten geistigen Güter, die Kunstformen der Literatur, der Poesie, des Schauspiels, der Musik, erschliessen sich. Hier wie überall ist die Mitbetheiligung der anderen Sinne nicht zu leugnen, das hindert aber nicht zu erkennen, wie ein Sinn in hervorragender Weise das fragliche Gebiet in Leben und Wissenschaft beeinflusst und weckt.

Jeder der beiden höheren Sinne ist, wenn auch unter schwerem Opfer, entbehrlich; wie mir scheint, ist die Function des Ohres leichter zu entbehren, und zwar deshalb, weil seine Aufgabe längst zum grossen Theil vom Auge abgelöst worden ist. In diesem Sinne kann man erkennen, wie die Leistung eines Sinnes durch die Functionen eines anderen Sinnes gesteigert, veredelt und auch ersetzt werden kann. Durch Erfindung der Schrift ist der zeitlich hörbare Laut in ein räumlich sichtbares Zeichen umgewandelt; wir lesen das Wort, wir erfassen den Gedanken, und die Thätigkeit des Auges tritt wesenhaft an Stelle des Ohres, denn das objectiv sichtbare Zeichenbild erregt nicht unser Interesse, wir stellen uns sofort das vor, was das Wort besagt. Beethoven hat weiter componirt, als er taub geworden war, weil er nicht aufhörte geistig zu hören. Der erblindete Maler muss verzichten auf ein weiteres Schaffen trotz eines ihm verbliebenen geistigen Auges. Ueberlegt man aber, dass der Taubgeborene sprechen und lesen lernt, so liegt hier eine jener phänomenalen Leistungen der Pädagogik vor, der stets Beifall und Bewunderung gezollt worden ist. Die sichtbare Welt lässt sich zwar auch durch Beschreibung in Worte fassen, allein der Zweck wird weniger adäquat erreicht. Der Rede fehlt jene Continuität der Anschauung und Vorstellung, die das Bild besitzt, während sie andererseits sehr geeignet ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern. Es will mir scheinen, als sei es eher möglich, sich in die Weltanschauung des Taubgeborenen zu versetzen, weil das Auge bei der Anschauung prävalirt.

Bemerkenswerth ist es, dass für den Blinden die Schrift

durch das Tastgefühl vermittelt wird, ein in diesem Falle offenbar dürftiges Surrogat.

Gefahren bringt der Gehörsinn, wenn er gemisbraucht wird, weit mehr als das Gesicht, besonders wenn man überlegt, dass die dem Auge zugängliche Schrift nur ein Ersatz für das eigentliche Gebiet der Gehörempfindung enthält. Die hier angeregte Frage ist unerschöpflich. *Corruptio optimi pessima*, sagt der Lateiner, d. h. es giebt kein noch so hohes Gut, welches nicht, gemisbraucht, zum Verderben führte. Jeglicher Vermahnung zum Schönen, Guten und Wahren steht die Verführung zum Unschönen, Bösen und Unwahren durch das gesprochene und geschriebene Wort gegenüber. Jedes Land muss auf der Hut sein vor sittlichem Verfall, sobald aus irgend welchen inneren oder äusseren Gründen die Vermahnung zur Erhaltung und Förderung der höchsten Lebensgüter gehemmt wird.

Dass vom Tast- und Geschmackssinn eine Steigerung bis zum Gesichtssinn und weiter bis zum Gehör statthat, findet seine Bestätigung in mannigfachen Gebilden der Dichtkunst. Schon an anderer Stelle habe ich auf den entsprechenden Gegensatz im Vorspiel zu Goethes Faust hingewiesen¹. Der Dichter entnimmt alle Vergleiche dem Reich der Töne, der Director spricht nur von der Schaulust, die lustige Person ergeht sich meist im Gebiete des Geschmackssinns. Mephistopheles beim Versprechen, «seine Künste vorzuführen», sagt zu Faust:

Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen
In dieser Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei
Auch dein Geruch wird sich ergetzen,
Dann wirst du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt sich dein Gefühl.

Freilich folgt alsdann der Geistergesang, der in zauberhaften Bildern und umgaukelnden Tönen den Sinnenrausch vorführt, während die realen Sinne tiefem Schlafe sich ergeben und ruhen.

Es war vorhin behauptet worden, das Gehör sei leichter zu entbehren, als das Auge. Ausser dem dort angeführten Grunde, dem gemäss zahlreiche Functionen des Ohres ersetzt worden sind, lässt sich noch manches dafür heranziehen. Das Auge bildet den wesentlichsten Theil des Gesichtes, deshalb auch das ganze Antlitz Gesicht genannt wird. Der Taube verräth höchstens eine Theilnahmlosigkeit an der Unterhaltung, es tritt sehr begreiflich der

¹ «Auge und Ohr». Vortrag. Verlag v. J. E. Karow. Dorpat, 1886.

Charakter des geistig Abwesenden hervor. Viel schlimmer offenbart sich beim Blinden und besonders beim Blindgeborenen das Fehlen jenes wunderbaren Werkzeuges, das uns stets gestattet uns selbst und unseres Nächsten Aussehen zu controliren und den geistigen Werth des Mitmenschen zu erschauen. Der innere Mensch tritt uns vor allem durch das Auge entgegen. Auch die heilige Schrift gebraucht an sehr vielen Stellen das Auge für den geistigen Theil des Leibes «das Auge ist des Leibes Licht» — «was siehst Du den Splitter in Deines Bruders Auge». Und wenn von Gott, dem Herrn, die Rede ist, so werden ihm alle Sinne zugesprochen, ganz besonders aber Auge, Ohr. Der Geruchssinn wohl nur, wo vom Opfer und dessen «dem Herrn süßen Geruch» gesprochen wird. Wir Menschen können eben nur mit anthropomorphen Vorstellungen, d. h. solchen, über die wir selbst verfügen, denken. Wir könnten gar nichts vom Herrn des Himmels und der Erden aussagen, schrieben wir ihm nicht Sinnesempfindungen zu. Menschen können nur menschlich reden, sie vermögen sich schlechterdings keine Empfindungen zu denken, die sie nicht selbst haben. Wir besitzen höchstens die Fähigkeit einer momentanen Abstraction. Wenn man daher sagt, die Schrift spricht von den Augen des Herrn, «um menschlich zu reden», so ist das zwar ganz richtig. Nur sollte man auch die Wahrheit dessen würdigen, dass eine andere Redeweise völlig inhaltlos wäre.

Wie unergründlich räthselvoll erscheint uns nun aber die Erde mit denjenigen zahllosen Lebensformen, die, soweit wir irgend zu urtheilen vermögen, baar jeglicher Empfindung sind. Dahin haben wir die gesammte Pflanzenwelt zu rechnen, die eben in diesem Sinne Vegetation genannt wird. Wie ist ein Kampf ums Dasein zu denken, die Tendenz, das Individuum und die Gattung oder die Art zu erhalten, wenn jegliches Sensorium fehlt. Wie anders organisirt müssen wir uns die Pflanzen vorstellen, da dieselben sämtlicher Sinne entbehren. Bei Thier und Menschen schien uns die Möglichkeit der Existenz durchaus an die Erhaltung gewisser Sinne geknüpft, eine partielle und eine relative Entbehrbarkeit derselben konnte zugestanden werden. Auch die niedersten Thierformen müssten zu Grunde gehen, wenn das Tastgefühl ihnen fehlte. Anders bei der Pflanze. Sie sieht und hört nicht, sie fühlt keine Wärme, und es ist nur ein sinnvolles Naturspiel, wenn wir hier und da Imitation beseelter Wesen entdecken, wie etwa bei Reflexbewegungen der *Mimosa pudica*, bei

den Fangvorrichtungen gewisser Pflanzen, bei der Reaction auf Licht und Wärme, bei den zahlreichen zweckmässig, ja zuweilen willkürlich erscheinenden Bewegungen einzelner Organe. So wenig die unbelebte Natur, wie etwa das Massengebirge und der unermessliche Ocean, ein Bewusstsein haben von dem zauberhaften Eindruck, den sie auf unsere Sinne ausüben, so wenig ahnt der belebte stolz aussehende Eichbaum etwas von seiner Umgebung; ja auch seines Gleichen ist ihm völlig fremd. Woher das Princip eines strammen, flotten Gedeihens und das Streben nach Erhaltung des Geschlechtes, als gelte es einem geistig empfundenen Interesse am Dasein Ausdruck zu verleihen? Und dieses Alles geschieht inmitten einer dunklen, tauben, gefühllosen Welt! Woher die Zierlichkeit eines Mooshaufens, woher der gegenseitige Schutz zarter Pflänzchen, die immer und stets ums Dasein ringen, als warte ihrer doch noch einmal eine geistige Wesenheit, eine höhere Bestimmung? Vielleicht vermag ein transcendentaler Idealismus allein hierauf zu antworten.

Eines lernt man aus solcher Betrachtung erkennen. Je niedriger das beseelte Lebewesen, je näher dasselbe dem Pflanzenreich steht, um so mehr zeigt sich ein dem Vegetiren zukommendes Vorrecht, ich meine das Princip der Ausdauer bei vorkommender Verletzung. Wir dürfen getrost die Rose brechen und glauben nur im poetischen Sinne, ihr dadurch Schmerzen zuzufügen. Es ist nur anthropomorphe Gedankenassociation, wenn wir die Dornenwaffe als willkürliche Reaction gegen den Angreifer auffassen, es ist ein freies Spiel unserer Phantasie, wenn wir Pflanzen und Steine, Fels und Woge beseelt denken und mannigfache Bilder für unser eigenes bewegtes Leben entdecken. Jene vorhin erwähnte mit der Existenz verträgliche Verletzbarkeit zeigen uns selbst die grossen hoch complicirten Pflanzengebilde. Ganze Bäume dürfen dicht über der Erde fortgenommen werden und massenhaft sprossen neue Triebe hervor, so dass die Lebenskraft, weit über die der beseelten Individuen hinausgehend, einen gewissen Grad von Unsterblichkeit erlangt zu haben scheint, sofern absolute oder gewaltsame Vernichtung ausgeschlossen wird. Jedes beseelte Wesen muss einmal sterben, auch unter den günstigsten Existenzbedingungen, die Pflanzen könnten ewig fortbestehen und sich immer wieder vermehren; sie stehen auch in dieser Hinsicht näher den leblosen unorganischen Elementen der Materie, denen Unsterblichkeit oder ewige Unveränderlichkeit zukommt.

Es ist auch die Schönheit der Erde das Werk unserer eigenen durch die Sinne bewegten schaffenden Phantasie. Höher erhebt sich der Mensch, der sittlich-kritisch sich selbst und der Welt gegenübertritt, die Forderung des Guten stellt, um zuletzt in unablässigem Streben nach Vollkommenheit und dem Ideal der Wahrheit in einer unabsehbaren Reihe von Entwicklungsstufen sich emporzuschwingen zu einem höheren geistigen Dasein. Aber gebunden an die Formen der Artung der Sinne und deshalb in Gedanken und Worten befangen in sinnlicher Empirie, kann jener Zustand nur gehofft und geistig geahnt, unmöglich aber definirt werden, weil niemand weiss, ob und wie der Klimax der Lebeformen uns einst hinausheben könnte über unser jetziges Dasein, welches sinnlich geartet nur sinnlich besprochen werden kann.

Die Welt der leblosen Materie hat sich zum Lebendigen in Gestalt der empfindungslosen vegetirenden Pflanzenwelt zu erheben vermocht. Wenn die Pflanze ein Bewusstsein ihres eigenen Daseins hätte, so würde ihr eine Vorstellung und ein Ausdruck für höhere, für beseelte Wesen doch fehlen; es hat sich aber thatsächlich auf der Erde eine empfindende Lebewelt gebildet; diese ist in sinnlichen Anschauungen befangen und kann eben so wenig eine adäquate Vorstellung haben von einer nur abstract als möglich gedachten, nicht aber beschreibbaren höheren geistigen Existenz. Und mag unseres Menschengeschlechts hochdifferenzirtes Selbstbewusstsein uns noch so hoch über die Welt der Thiere, Pflanzen und leblosen Materie erheben, die Schranken, die die Sinne auch unserer Sprache aufprägen, sie hindern uns mehr von dem ersehnten Höheren auszusagen, als wir durch das Wort «übersinnlich» andeuten können. Solche Erkenntnis ist demüthigend, aber wie im religiösen, so im philosophischen Erkenntnisgebiet können wir mit König David sagen: «Wenn Du mich demüthigst, machst Du mich gross.»

Je tiefer wir eindringen in die Werthigkeit unserer Sinne, um so reicher, um so kritischer tritt uns das Leben entgegen. Nichts kann uns sicherer von drohender Knechtung durch die Sinne befreien, als ein edler Gebrauch und Pflege eben dieser Sinne im Dienste eines höheren geistigen Daseins, und ein unermüdlicher Kampf gegen alle Formen des Misbrauchs derjenigen hohen Naturgaben, aus welchen alle geistigen Güter quellen.

Prof. Dr. Arthur v. Oettingen.

ESTICA

A - 16257